

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Information

NR. 5
MAI 1986
38. JAHRGANG

ZEIT DES
MENSCHEN

**GOTTES
ZEIT....**



Der verlorene Zeitgewinn

Was der Mensch seit Einstein weiss, hat er immer schon empfunden: Zeit ist relativ. Die Begriffe Langeweile und Kurzweil machen es ohne Kopfzerbrechen plausibel. Der Wunsch, zum schönen Augenblick zu sagen, er möge verweilen, lässt indes die Flüchtigkeit eines bestimmten Zeitraums als Gelegenheit schmerzlich erkennen. Ähnliches gilt von Marcel Prousts «Suche nach der verlorenen Zeit». Heute werden wir zur Umkehrung des berühmten Romantitels gezwungen, sind wir doch auf der Suche nach der gewonnenen Zeit. Wo bleibt sie bloss? Die Frage stellt sich zugespitzt unter Menschen, die angenehme Unterhaltung auch mit der unfreundlichen Vokabel Zeitvertreib beschreiben, als wollten sie unterstreichen, dass Müssiggang aller Laster Anfang sei. Auch die Freizeit gerät den Deutschen leicht zur Anstrengung. Wo wir der Musse pflegen sollten, was der Schaffenskraft nur guttut, befürchten wir Leerlauf, der allenfalls durch Jogging in «Selbstverwirklichung» umgesetzt werden kann.

Je mehr Zeit uns die Errungenschaften der Zivilisation ersparen, desto weniger haben wir. Mathematisch ein Unding. Doch der Mensch macht's möglich. Wir brauchen nur die Terminkalender und die Arbeitsweisen sogenannter Führungskräfte von heute und von anno dazumal zu betrachten...

Alles, was uns die Roboter von der Waschmaschine zum Jumbo, vom Taschenrechner zum Dienstwagen an Zeitgewinn gegenüber unseren Vorfahren verschaffen, wird mit «Terminen» vollgestopft. Denn es ist organisatorisch und technisch möglich, weshalb selten gefragt wird, ob es auch nötig ist und menschlich. Wir Menschen haben uns seit der Postkutsche nicht geändert, auch wenn wir glauben, wir hätten inzwischen selbst Stromlinienform.

Wir hetzen, weil wir es apparativ können, weil grössere Beweglichkeit nicht von Lungenvolumen, Herzfrequenz und Muskelkraft begrenzt ist und weil für die natürliche Ermüdung der Sinne und Nerven notfalls Pillen bereitliegen. Die Natur rächt sich, indem sie den ihr abgeluchsten Zeitgewinn als Köder in der Falle der Selbstüberforderung anbietet. Wir laufen trotz und wegen ständigen Dabeiseins leer. Wir nehmen gar nicht wirklich wahr, was wir alles «wahrnehmen».

Nein, nichts gegen schnelles Reisen, wenn es am Zielort der Ruhe dient. Nichts gegen Befreiung von eintönigen Verrichtungen – man denke nur an Mutters Waschbrett –, wenn sie der Besinnung auf Wichtigeres und der Begegnung mit dem Du und der Beschäftigung mit dem Ich mehr Gelegenheit verschaffen. Doch sollten wir uns dagegen wehren, alles zu tun, was wir scheinbar können, anstatt zu wählen und die gesparte Zeit zu verzinsen.

Wäre die Welt noch schlechter, wenn der Papst und Genscher seltener verreisten und Minister oder Manager öfter zu verstehen gäben: «Nun tagt mal ohne mich, ich muss nachdenken»?

Wie sagte doch der König im Kindertheater zum Hofnarren, als er auf seinem Schaukelthron ein Nickerchen machen wollte? «Halt mal mein Zepter, aber nicht wackeln, sonst regiert's!» -thes

(Dieser Artikel erschien in der Ausgabe des «Tagesspiegels», Berlin, vom 16. März 1986. Wir drucken ihn, leicht gekürzt, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Günter Matthes, und des Verlags Der Tagesspiegel GmbH, Berlin.)



Das älteste und – immer noch – schnellste öffentliche Verkehrsmittel Berlins: die S-Bahn (Stadt-Bahn).

Zeit zum Nachdenken – Quelle des Lebens

«Zeit haben» – es ist eine missverständliche, ja irreführende Ausdrucksweise. «Haben» kann der Mensch die Zeit nie. Haben kann man nur etwas Unbewegliches, einen Gegenstand. Aber die Existenz, die Wirklichkeit der Zeit liegt in ihrer Bewegung. Sie entgeht unserer Habsucht. Man kann ihrer nie habhaft werden, höchstens im winzigen Augenblick der Gegenwart, im Bruchteil einer Sekunde. Danach ist sie Vergangenheit. Man kann darauf zurückblicken, trägt ihre Folgen an Körper, Geist und Seele – Eindrücke, Erfahrungen, Wunden, Geschenke.

Jeremias Gotthelf sagt in seiner bildhaften Sprache: «Die Zeit ist kein Sumpf, sondern ein Strom.» – Also kein feuchter Ort, in dem man immer tiefer versinkt, sondern ein Strom, der sich bewegt, erneuert – der uns reinigt und trägt.

Jeder von uns möchte im Grunde sein Leben von innen her einteilen und gestalten können: Selbstbestimmung, nicht Fremdbestimmung. Herr seiner Zeit, das heisst Herr seiner selbst sein.

Der Traum von immer mehr Freizeit (Freiheit!), in der man tun kann, was man will, entspringt diesem Wunsch. Merkwürdig nur, dass Menschen, die relativ viel Freizeit haben, oft unglücklicher, unzufriedener sind – ja, weniger «Zeit haben» als andere, die in ihrem Leben viel mehr eingespannt sind.

Zeit haben – wozu? Wonach sehnt sich der Mensch? Er sehnt sich nach etwas tief in ihm selbst, was kein anderer ihm geben kann. Man könnte es auf die Formel bringen: Zum Quell des Lebens vordringen. Aber meiner Erfahrung nach findet man das nicht unbedingt, wenn man mehr freie Zeit zur Verfügung hat. Manche, die über wenig Freizeit verfügen, haben eine Ausstrahlung, in der es einem wohl wird. Sie sind sie selbst. Sie sind es trotz oder vielleicht gerade wegen einer Riesenaufgabe geworden. Sie wissen, wohin sie gehen. In ihrer Gegenwart findet man Mut, Freiheit, Freude, Zuversicht für sich und die Gesellschaft.

Ihr Geheimnis liegt – so habe ich bei manchen herausgefunden – in der Zeit zum Denken, zu jenem Nachdenken, das alles in Frage stellt – sich selbst mit allem, was man ist, will und hat –, zu jener Art Nachdenken, der man immer so lange wie möglich ausweicht. Diese Art des Denkens (andere nennen sie Beten) bringt die Bedürfnisse der anderen und das Ziel, die Bestimmung des Menschen in den Vordergrund. Sie schafft die Verbindung mit dem Quell des Lebens, aus der die Kraft kommt, so zu werden, wie man es sich zutiefst wünscht. Sie ermöglicht die Begegnung mit der Wahrheit.

K.v.O.

Geschenkte Zeit

Elisabeth Steiner, Winterthur

«Ich habe jetzt keine Zeit!» – «Wann werde ich endlich einmal dazu kommen, ... zu tun?» – «Ja, gewiss, sobald ich einmal Zeit habe!» Unzählige Male habe ich in meinem Leben diese und ähnliche Ausdrücke gebraucht. Gewiss, oft mit gutem Grund. Kinder und Enkel können anspruchsvoll sein – auch andere Menschen. Viele drängen sich nicht auf, aber man spürt ihre Erwartung, ihr Bedürfnis nach Anteilnahme durch ein Wort, einen Brief, eine Einladung, einen Besuch. Dann steigt in Gedanken wieder die unbehagliche Antwort auf: «Keine Zeit.»

Wenn ich für Menschen, die mich zu brauchen scheinen, keine Zeit aufbringe, wo soll ich sie dann finden für Gott? Für ihn, der uns in Liebe die grösste Freiheit und alle Zeit schenkt und geduldig auf uns wartet? Eine weise alte Frau sagte mir vor vielen Jahren einmal: «Wenn du keine Zeit für Gott hast, wird er sie dir schenken.» – «Das wäre schön, aber sag mir bloss wie?» wollte ich wissen. Sie gab mir zu bedenken: «Auf verschiedene Weise, vielleicht auch durch eine lange Krankheit.» Diese Worte kamen immer wieder warnend zum Vorschein, wenn ich den Eindruck hatte, Gott vernachlässigt zu haben.

Zur Untätigkeit gezwungen

Die Arbeit im grossen Haus mit unseren vier Kindern wuchs ständig. Öffentliche Aufgaben wurden an mich herangetragen. Gäste gingen ein und aus. Und ich selber machte vielleicht oft mehr Betrieb, als notwendig gewesen wäre. Oft nahm ich mir Warnungen, gute Ratschläge, neue Erfahrungen zu Herzen, stand z.B. früher auf und setzte mich hin, um mit meinem Mann nicht nur die Bibel zu lesen, sondern auch vor Gott still zu werden, Gedanken aufzuschreiben und auszutauschen.

Beim Betrachten meiner Gedankenliste, was ich an diesem Tag alles tun wollte und um wen ich mich kümmern sollte, rief ich oft entsetzt aus: «Lieber Gott, das kannst du doch nicht alles von mir verlangen! Dazu reicht die Zeit niemals aus. Wann lerne ich endlich, deine Stimme herauszuhören, ohne sie mit meinen Ideen zu vermischen? Führe mich von einem zum anderen und lass mich das tun und sagen, was deinem Willen entspricht. Verhindere das Dumme, Sinnlose.» Aber mein Wille brannte trotz guter Vorsätze immer wieder durch, und abends spät sank ich dann todmüde ins Bett. Zweifellos hatte ich viel geleistet. Was aber unnötige Zeitverschwendung oder gut und fruchtbar genutzte Zeit war, erfährt man oft viel später oder nie. Aber Gott sorgt für sein Recht und unser Heil. Mit der Zeit treten da und dort Gebrechen auf, die zu einem beschaulicheren Tempo zwingen. Die Arthrose in meinen Daumengelenken behinderte mich immer mehr. Auf den Rat eines Chirurgen entschlossen mein Mann und ich uns im September 1985, mich für eine Operation anfangs Januar anzumelden, was bedeutete, die rechte Hand drei Monate lang nicht brauchen zu können. Ich war überzeugt, dass mich Gott zur Untätigkeit und zur Ruhe zwingen wollte, damit ich mehr Zeit für ihn und für mich hätte.

Da fuhr im Oktober plötzlich ein grosser Schmerz in mein linkes Knie, so dass ich nicht mehr gehen konnte. Die Untersuchungen ergaben keine genaue Diagnose, die Therapie brachte kaum Linderung. Der Chirurg sah Mitte Dezember nur eine Abhilfe: Operation wegen Arthrose. Aber operierte Daumen taugen nicht für Krücken! Also beschlossen wir, das Knie operieren zu lassen anstatt des Daumens!

Mut zur Stille

Ich dankte Gott für diese Wendung, denn manchmal hatte mich schon der Gedanke zermürbt, drei Monate nicht hantieren, vor allem nicht schreiben zu können. Zum Glück durfte ich während dieser Zeit von allen Seiten viel Liebe, Anteilnahme und Hilfe erfahren – ein bedeutendes Erlebnis für mich, einmal auf andere angewiesen zu sein!

Nun musste ich mich damit befassen, drei Monate lang nicht gehen zu können, ohne die Garantie, dass die Operation überhaupt Heilung bringen würde. Nachdem Gott offensichtlich die Handoperation durch die mysteriösen Knieschmerzen verhindern wollte, wuchs mein Bedürfnis nach engerem Kontakt mit ihm, denn ich spürte, dass er mir etwas zu sagen hatte. Ich war bereit für den Eingriff.

Kurz vor dem Termin äusserte sich mein Hausarzt gegen die Operation. Ich war verärgert. Wie lange noch soll ich in Ungewissheit und mit Schmerzen herumhumpeln?! Er empfahl weitere Therapien da und dort. Ich war der Verzweiflung nahe. Weiterhin in die Stadt hetzen, Zeit verschwenden mit Weg und Warten und nach der Behandlung müde die liegengebliebene Arbeit nachholen, möglichst auf einem Bein! Mein Mann und ich baten den Arzt, mir eine dreiwöchige Kur in den Bergen zu verordnen, womit er einverstanden war.



Dank der Fügung, dass im Kurhotel noch ein Zimmerchen mit Blick auf einen gigantischen Schneeberg frei war, eine wichtige Sitzung verschoben werden konnte, drei unserer Kinder ausgeflogen waren, mein Mann zwei Geschäftsreisen geplant hatte und der Jüngste sich freute, einmal ungestört allein daheim zu sein während seines Studiums, konnte ich ohne Bedenken in die Berge fahren. Ich war noch nie allein so lange von daheim fortgegangen.

Mit tiefer Dankbarkeit und grosser Erleichterung liess ich mich in meiner Klause nieder. Ich staunte über Gottes unendliche Liebe. Er wollte mir nicht durch Operationen, Krankenhausaufenthalte und langwierige Rekonvaleszenz Zeit schenken, sondern durch einen angenehmen Kuraufenthalt, z.T. finanziert durch die Krankenkasse! Diese geschenkte Zeit wollte ich nun, trotz vieler Verlockungen, vor allem in der Stille verbringen. Jeden Abend zog ich mich zurück und befasste mich mit christlicher Theologie und meinem bisherigen Leben, schrieb und las so viel wie noch nie. Ich genoss die Entspan-

Fortsetzung auf Seite 4

Zeitvermehrung

In der Bibel steht die Geschichte von der Brotvermehrung, wie Jesus die fünftausend Menschen speiste. Da reichte sehr wenig für sehr viele aus.

Ich bete manchmal um «Zeitvermehrung», wenn ich Mühe habe, verschiedene Pflichten unter einen Hut zu bringen oder noch «dies kleine Stück extra Weg» mit jemandem zu gehen.

Wenn ich um Zeitvermehrung bitte und dann für den Nächsten das tue, was mir mein Herz eingibt, ist meine Erfahrung, dass ich trotzdem rechtzeitig am nächsten Ort, bei der nächsten Aufgabe antrete. Es ist erstaunlich, wie wenig Zeit für viel ausreicht, wenn wir sie in Gottes Hände legen und aus Gottes Händen wieder annehmen!

U.W.

Zeit für den Menschen neben mir

«Gott gab die Zeit – von Eile hat er nichts gesagt.» Sind's die Indianer oder die Chinesen, die zu dieser Erkenntnis kamen? Gleichwie. Das Wort lässt mich jedesmal innehalten. Dann begegnete mir noch ein anderes. Anfangszeilen eines Gedichtes:

«Nur die Heiligen heilen die Welt,
durch die Eiligen wird sie entstellt.»

Das ist deutlich. Da kann man sich nicht mehr herumdrücken mit Entschuldigungen wie Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt oder mit «Ich hab' halt zuviel zu tun».

Schliesslich denke ich an Mary Ward, eine revolutionäre, tiefgläubige Frau, die vor 350 Jahren zu Fuss 15000 Kilometer durch das von Glaubenskriegen und der Pest gerüttelte Europa zog, um eine moderne Mädchenerziehung aufzubauen. Wenn ihre Gefährtinnen darüber klagten, dass sie mit ihrer Arbeit nicht zu Rande kämen, sagte sie ihnen kurz und bündig: «Tu, was du tust!»

Darin liegt ganz sicher ein Geheimnis: was man tut, ganz tun, mit Herz, Geist und Seele – und den Händen natürlich. Dann gelingt es besser, als wenn man in Gedanken immer schon beim nächsten ist. Wenn ich eine Suppe koche, koche ich eine Suppe. Wenn ich einen Artikel schreibe, schreibe ich einen Artikel. Wenn ich mit einem Menschen spreche, widme ich mich dem Gespräch ungeteilt. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass bei dieser ganzen Hinwendung zu der Tätigkeit des Augenblicks die Aufgaben nicht nur besser, sondern auch schneller bewältigt werden. Man gewinnt Zeit.

Die Waschmaschine wäscht für uns...

Doch liegt in dem letzten Satz eine Gefahr, besonders für uns Hausfrauen. Die Reklame gaukelt uns vor, durch was wir alles Zeit sparen: Die Waschmaschine wäscht für uns, die Spülmaschine nimmt uns das Spülen ab, der Backofen schaltet sich automatisch ein und aus usw. Aber wie sieht es mit uns zeitbeschenkten Hausfrauen wirklich aus? Eigentlich ist die Zeit doch immer zu knapp. Ob wir nun noch die lieben Kleinen zu allen Musik- und Sportstunden fahren oder schon in die Jahre gekommen sind, in denen sich Tennis- und Bridgeverabredungen mit den Pflichten bei Bahnmissionsmission oder im Krankenhausbesuchsdienst paaren. Auch da schauen wir dann auf die Uhr.

Bei diesem Beispiel kommt mir ein alter Freund in den Sinn. Ich bin ihm sehr dankbar. Er hat mich das Zeithaben gelehrt. Ich war auf meiner üblichen Besuchstour im Krankenhaus. Unfallstation, das Zimmer halb verdunkelt, nur ein Bett. Der Patient schläft. Ich will leise gehen, doch da brummt eine energische Stimme: «Wer sind Sie?» Ich erkläre. «Na, nun sind Sie schon mal da, dann bleiben Sie auch.» Ich setze mich auf den einzigen Stuhl. Er hängt in einem Gestell, in dem seine Becken- und Oberschenkelhalsbrüche zwar heilen, er sich aber nicht mal auf die Seite legen kann. Ich bedaure ihn. Er lacht etwas sarkastisch. «Wenn das alles wäre. Da gibt's Schlimmeres.» – Schweigen. – Als ich überlege, wie ich am höflichsten und schnellsten wieder hinauskomme, beginnt er langsam zu erzählen: Unfall, seine Frau tot,

Diese Ausgabe wurde in Berlin zusammengestellt.

Fotos: Archiv Bahr, Archiv Caux, Hanno Krieg, Uwe Pechtold.
Graphik: Heinz Krieg

Caux-Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng
Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680-8, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postcheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Grafino Grafische Betriebe AG Bern

nach einem langen Leben der Gemeinsamkeit. Viel ist in diesem Leben geschehen an Höhen, an Tiefen. Er erzählt. Ich schweige. Ja, eine Tochter, aber in Amerika. Sie hat Krebs. Wieder Schweigen. Dann greift er in die Nachttischschublade, holt ein Röhrchen heraus. Schlaftabletten. «Sechzehn habe ich schon gesammelt», sagt er. «Wenn es zwanzig sind, mache ich Schluss. Merkt keiner. Hat doch alles keinen Zweck mehr.» Er schimpft auf die Pastorinnen, die an diesem Krankenhaus die Seelsorge von evangelischer Seite betreuen, zeigt sich nicht als Anhänger der modernen Richtung. «Frauen sollen Frauen bleiben, in Männerrollen will ich nichts von ihnen wissen!» Da wäre ihm der alte Franziskanerpater schon lieber. Er hielt zwar auch nichts von den Katholiken und von Gott schon gar nicht – wie könne ein Gott einen Menschen so allein lassen –, aber dieser Pater sei genauso brummig wie er selbst, ein guter Kumpel in all den Wochen, die er nun schon hier liege.

«Ich bin heute neu geboren»

Die Zeit geht weiter. Es kommt so viel zur Sprache. Von ganz tiefen, oft nur gedachten und geträumten Dingen. Viel Bitterkeit und Sehnsucht. Ich denke, das vorgekochte Mittagessen wird sich die Familie schon selbst gewärmt haben; die Nachmittagstermine – auch das wird sich finden. Ich höre weiter zu. Schliesslich wird mein Patient schläfriger. «Es ist gut», sagt er unvermittelt. «Sie können jetzt gehen. Mir geht es ganz gut. Und wiederzukommen brauchen Sie nächste Woche nicht. Sie wissen ja, dann habe ich Sie nicht mehr nötig.» Ich sage nichts.

Von zu Hause rufe ich den Pater an. «SOS, lieber Pater», sage ich. Als ich tags darauf meinen alten Herrn besuche, strahlt er. Ich habe Blumen dabei. «Woher wussten Sie, dass ich heute Geburtstag habe?» fragt er schmunzelnd. Er zieht die Nachttischschublade auf. «Das Röhrchen habe ich dem Pater geschenkt», sagt er. «Ich bin heute neu geboren.»

Inzwischen sind einige Jahre vergangen. Mein guter Freund ist schon lang im Himmel. Immer wenn ich an ihn denke, dankbar an ihn denke, bete ich: «Herr, danke für dein kostbares Geschenk der Zeit – Zeit für den Menschen neben mir.»

Kristin Weber-Fahr

Geschenkte Zeit, Fortsetzung von Seite 3:

nung, Ruhe und die Besinnung auf das Wesentliche. Ich hatte Bücher mitgenommen, die schon längst zum Lesen bereitlagen, weil sie mein Problem «Zeit» behandelten, z.B. das bekannte Jugendbuch *Momo* von Michael Ende oder *Zeit haben und frei sein* von Theodor Bovet und *Mut zur Stille* von Jörg Gutzwiller. Daraus entnahm ich wertvolle Antworten und Anregungen, wie auch ich mit einem einfacheren, beschaulicheren Leben weniger Zeit verbrauchen würde, z.B. weniger an Essen oder Spielsachen anbieten, dafür etwas sorgfältiger ausgewähltes; meinen Nächsten lieben, aber nicht mit Unnötigem verwöhnen; mehr zuhören und abwarten als selber aktiv werden; der Phantasie mehr Raum lassen.

Richtig bemessene Zeit

Die unsicheren und widersprüchlichen Diagnosen stellten eine Heilung des Knies in Frage, aber ich hörte auf, immer wieder um Befreiung von Schmerzen und um Heilung zu bitten, als ich den folgenden Spruch von Gerhard Tersteegen gefunden und auswendig gelernt hatte:

Du hast Gott immerhin so viele Ding zu sagen.

Bald hätst du dieses gern, bald kommst du jenes klagend!

Lass ihm doch auch was Raum, schweig ihm ein wenig still,

und merk, was er dir sagt und von dir haben will!

Im Rückblick auf mein Leben möchte ich nicht sagen, dass ich meine Betriebsamkeit bereue. Ich habe gerade durch meine Aktivität viel Schönes erlebt, das ich nicht missen möchte. Gott hat mir immer wieder Wege gezeigt. Kraft geschenkt und Zeit freigemacht, wo es um seine Sache oder um das Wohl der Menschen ging, und dafür bin ich tief dankbar. Nun aber ist die Zeit gekommen, ein langsames Tempo anzuschlagen. So hoffe ich, mehr Zeit zu gewinnen für Gott und mich, um mir von ihm Kraft und die richtig bemessene Zeit für den Dienst an meinen Mitmenschen schenken zu lassen.

Verlorene Zeiten?

von Karl Martin Bahr

Gefangenschaft

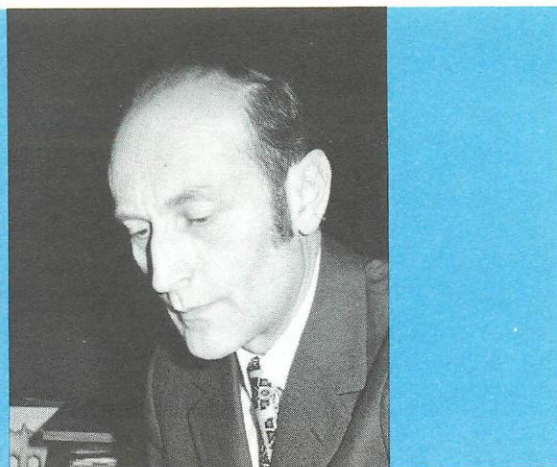
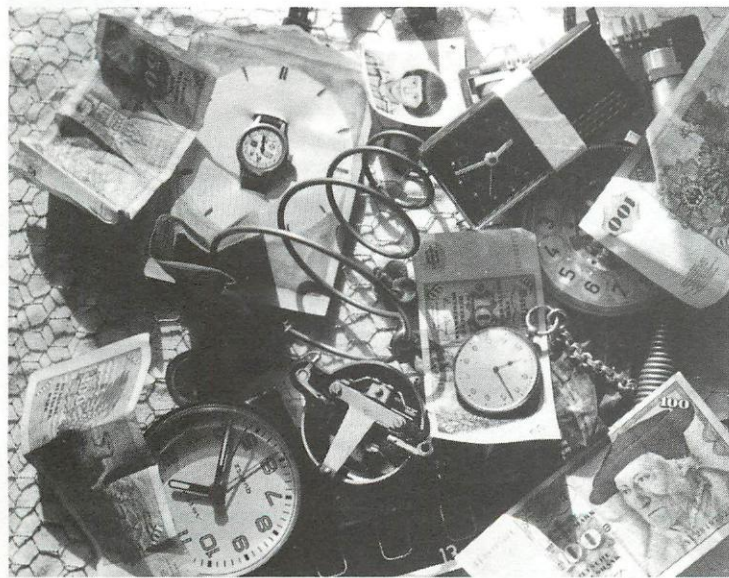
Im Leben jedes Menschen gibt es wohl irgendwann Perioden, die wir als «verlorene Zeit» betrachten, weil wir nicht frei entscheiden oder über unsere Zeit verfügen können. Für mich waren das die Jahre, die ich von 1945 bis 1948 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft durchzustehen hatte. Rein äusserlich betrachtet, war diese Zeit von drei Jahren und den vorausgegangenen zwei Jahren Kriegsdienst verlorene Zeit, wie es mir damals erschien. Nach einem gewissen Abstand konnte ich dann aber sagen, dass diese Jahre, besonders in den sowjetischen Lagern mit all den körperlichen und seelischen Strapazen, ganz und gar nicht als verloren (= sinnlos) angesehen werden müssen. Im Gegenteil: Nie habe ich je wieder mit so vielen Menschen der verschiedensten Herkunft und Bildungsgrade Kontakt gehabt. Und ich habe eine Lebenserfahrung gewonnen, wie ich sie kaum in Freiheit hätte gewinnen können.

In den Monaten, in denen ich nicht zu harter Arbeit eingesetzt wurde, lernte ich mit einem rumänischen Kameraden zusammen Russisch, was sich nach meiner Entlassung als sehr wichtig erwies, da ich hierdurch den Ärzten über meine schwere Kriegsverletzung Auskunft geben konnte. Aus der Kameradschaft mit dem Rumänen wurde eine lebenslange Freundschaft, für die ich von Herzen dankbar bin. Wir betrieben auch englische und französische Sprachstudien, was für meine spätere Lehrertätigkeit sehr nützlich war. Sonst hätte ich nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft sicher bei Null beginnen müssen, da die Schulzeit schon zu weit zurücklag.

Fazit der Jahre ohne äussere Freiheit: grosser Gewinn an Menschenkenntnis und Lebenserfahrung unter Ausnahmebedingungen – Erweiterung des geistigen Horizontes und die Erkenntnis, dass wir als Menschen nicht alles allein tun können im Leben. Wir sind ständig auf das Geben und Nehmen angewiesen. Diese «zehn Semester härtester Lebenshochschule» waren keineswegs «verlorene Zeit»!

Krankheit

Eine andere von mir zunächst nicht akzeptierte Zwangspause in meinem aktiven Leben war der Krankenhausaufenthalt nach



einem Unfall mit unserem Ponywagen, bei dem ich einen schweren Beinbruch davontrug.

Ich hatte damals eine sehr gute und anhängliche Schulklasse, die ich von heute auf morgen allein lassen musste. Unser Sohn stand kurz vor der Konfirmation, und für den Sommer war eine Reise nach Rumänien geplant. Alles kam ganz anders!

Jedoch auch diese Zeit der erzwungenen Ruhe und des Herausgenommenenseins aus allen Pflichten war keine verlorene Zeit, wie ich sehr bald erkannte. Es fügte sich, dass mein rumänischer Freund mir ein Lehrbuch für die rumänische Sprache geschickt hatte, das ich am dritten Tag in der Klinik erhielt. So war für die geistige Arbeit in den folgenden schweren Wochen und Monaten gesorgt, und es gelang mir tatsächlich, durch intensives Bemühen diese Zeit zum Sprachstudium zu nutzen, wozu ich sonst mit Sicherheit nicht gekommen wäre. Wieder machte ich die Erfahrung, dass es an uns liegt, ob Zeit «verlorengeht» oder nicht.

Ruhestand

Als letztes Beispiel einer nicht zwangsläufig verlorenen Zeit sehe ich das Pensionärsleben, das ja in gewisser Beziehung dem Leben eines Arbeitslosen gleichkommt, denn plötzlich steht der Mensch ohne seine gewohnte Tätigkeit da und fragt sich, welchen Sinn nun noch sein Leben haben könnte.

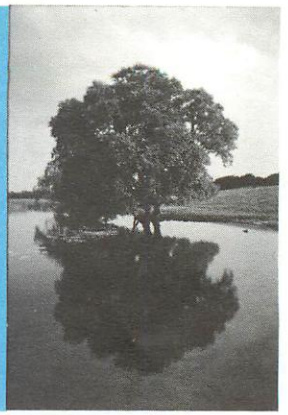
Ich selbst kenne diesen Zustand jetzt seit einigen Jahren und kann nur sagen, dass der Übergang nicht einfach war und ich ohne die Hilfe verständnisvoller Menschen vielleicht resigniert hätte. Ich darf aber sagen, dass durch Gottes Führung meiner Frau und mir immer wieder Menschen gezeigt wurden, um die wir uns kümmern sollten, entweder in persönlichem Kontakt oder durch Briefe und Telefongespräche. Nicht zuletzt unternahmen wir eine Anzahl von Reisen, bei denen stets die menschlichen Begegnungen im Mittelpunkt standen, ganz besonders bei den Reisen in osteuropäische Länder. So ist meine – unsere – Zeit nicht verloren oder leer, sondern auch noch im Ruhestand reich und erfüllt.

Verschenkte Zeit

Er sprach ganz beiläufig davon, der junge Ingenieur. Nach seinem Studium hatte er sich nicht gleich eine gutbezahlte Stelle gesucht, sondern einen Säugling versorgt – ein Jahr lang war er Hausmann. Seine unverheiratete Schwester befand sich gerade ein Jahr vor dem Ende ihrer Ausbildung, als die Kleine geboren wurde. Um ihr den Abschluss zu ermöglichen, übernahm er die Pflege der Tochter. Ein Jahr Verzicht auf Verdienst, Berufserfahrung und schnelleres Fortkommen. Einfach so. «Das Jahr habe ich meiner Schwester geschenkt», meinte er.

G.K.

Unsere Zeit – – Gottes Zeit



Zeit ist für uns alle ein kostbares Gut. Für mich als Schriftsteller und Regisseur – und durch Berufung ein Mensch, der anderen auf dem Weg zu einem veränderten Leben unter Gott helfen will – ist die Zeit unter drei völlig verschiedenen Gesichtspunkten wichtig. Einige Jahre lang haben diese drei Seiten meines Lebens, die mir unterschiedliche Qualitäten abverlangen, Spannung in mir erzeugt.

Jeder, der schon versucht hat, etwas zu schreiben oder sonst schöpferisch tätig zu sein, wird bestätigen, dass es erst einmal ein Kampf ist, sich überhaupt hinzusetzen oder den ersten Handgriff zu tun, und zwar mit einem «Zeitvorrat» als Voraussetzung, so dass man nicht mit anderen Sorgen oder Pflichten in Konflikt gerät. Wenn man diesen Kampf gewinnt, ist man schon halb auf dem Wege, etwas Neues zu schaffen. Wenn nicht, wird man nie etwas zustande bringen.

Für mich hatte aber das Problem, wie ich genug Zeit zum Schreiben finde, noch ein anderes Problem auf der Kehrseite. Wenn ich mir Zeit zum Schreiben nahm, hatte ich keine Zeit mehr für irgend etwas anderes: Briefe wurden nicht beantwortet, Anrufe nicht getätigt, konkrete Schritte zur Inszenierung von Stücken anderer Autoren nicht unternommen oder Aufgaben in der Erziehung unserer Kinder nicht wahrgenommen. Die Zeit schien einfach in der Konzentration zu verschwinden, die für meine schriftstellerische Arbeit nötig war. Mir kam es bald so vor, als bestünde ich aus zwei voneinander getrennten Wesen: Der Mann der Tat und Alltagspflichten auf der einen, der geistig Schaffende auf der anderen Seite. Ich wusste nicht, wie ich beide in Übereinstimmung bringen konnte.

Nicht erzwingen

Schlimmer noch – diese zwei Aspekte schienen den dritten zu verdrängen, nämlich die Notwendigkeit, anderen Menschen genügend Zeit zu widmen, ihnen zuzuhören und ihnen bei der Suche nach Gottes Antworten auf ihre Nöte und Probleme zu helfen, damit sie fähig würden, ihrer Berufung und Bestimmung unter Gottes Führung zu folgen.

Dann dämmerte es mir langsam, dass ich mir immer Sorgen um *meine Zeit* machte, dass *Gottes Zeit* aber viel wichtiger war. Ich erkannte, dass es in Gottes Zeit keine Konflikte zwischen mehreren Aufgaben gibt; denn Gott verlangt von mir nicht mehr und nicht weniger, als dass ich in jedem Augenblick, den er mir gibt, nur eine Sache mache. Seither habe ich beim Schreiben Frieden im Herzen, der aus der Gewissheit entspringt, dass ich in Gottes Plan auch den richtigen Augenblick finden werde, um diesen Brief zu schreiben, jenen Anruf zu erledigen oder mich einem Menschen im Gespräch zu widmen. Andererseits habe ich bei der Arbeit an einer Bühneninszenierung oder einer Videoproduktion die innere Gewissheit, dass sich schon genau der günstige Moment zum Schreiben finden wird. Ich habe erfahren, dass ich viel produktiver arbeiten konnte, wenn ich mir eine solche Zeit geben liess, anstatt sie mir zu erzwingen, weil ich dann innerlich nicht von anderen Pflichten bedrängt wurde.

Vom Druck befreit

Vor einigen Jahren schrieb ich an einem Theaterstück mit dem Titel «Das Feuer». Ich hatte gerade den ersten Akt beendet und verspürte im Verlauf der Arbeit jenes prickelnde Gefühl, das einen Schriftsteller packt, wenn er merkt, dass die Ideen, die er im Kopf hatte, auf dem Papier Gestalt gewinnen. Da erhielt ich ein Telegramm aus Indien von Freunden, die mich baten, sofort dorthin zu reisen, um

ihnen bei der Inszenierung einer Bühnenproduktion zu helfen, die später unter dem Titel «Song of Asia» auf Tournee ging. Jugendliche aus verschiedenen Ländern Asiens hatten eine Reihe von ausgezeichneten Liedern und Szenen geschrieben, aber sie brauchten Hilfe, um alles im Zusammenhang auf die Bühne zu bringen. Vier Wochen später sollte die Premiere sein.

Ich bat Gott um Führung, und mir wurde gewiss, dass ich diese Aufgabe in Indien übernehmen und mein halbfertiges Stück einfach zuhause lassen sollte. Ich war zwei Monate unterwegs, in einem völlig anderen Kulturkreis, und hatte dort eine faszinierende Aufgabe, die auf andere Art ebenso schöpferisch war wie meine Arbeit am Schreibtisch. Vor allem war der Kontakt mit den jungen Asiaten menschlich sehr bereichernd für mich.

Als ich nach England zurückgekehrt war, mich an meinen Schreibtisch setzte und das Manuskript meines Stückes aufschlug, war mir, als hätte ich den letzten Satz gerade erst gestern geschrieben. Das war für mich wie ein Wunder! Ich konnte weiterschreiben, als wäre ich nicht zwei Monate weggewesen, ohne mir Gedanken über das Stück zu machen. Weil ich Gott gehorsam gewesen war, als er mir sagte, damit aufzuhören, wurden mir jetzt auch die Zeit und die Geistesverfassung geschenkt, um die Arbeit zu einem guten Ende zu führen. Seither glaube ich stärker an «das Sakrament des gegenwärtigen Augenblicks».

Eines meiner letzten Werke, an dem ich als Autor und Regisseur gearbeitet habe, ist ein Stück über Franz von Assisi, *Poor Man, Rich Man* (armer Mann, reicher Mann), das ihn darstellt, als ob er heute lebte. Vor kurzem haben wir eine Videoproduktion davon fertiggestellt.



Franziskus lernte etwas über Gottes Zeit von seiner ersten Schwester, Klara. Einmal besuchte er sie in sehr deprimierter Stimmung. Seine Nachfolger hatten ihren eigenen, leichteren Weg gewählt, und alles, was er angestrebt hatte, schien verloren. Offenbar konnte er nichts daran ändern. Klara erzählte ihm vom Leben eines Bauern. Im Herbst arbeitet er sehr hart, pflügt das Land und sät den Samen. Dann aber kommen die Fröste des Winters, der Boden ist hart gefroren. Der Bauer kann monatelang überhaupt nichts tun, ausser warten. Er kann das Wachstum nicht selber herbeiführen. Aber erstaunlicherweise wachsen die Körner doch unter dem gefrorenen Boden und kommen im Frühling als grüne Schösslinge hervor. Der Bauer – so sagte Klara zu Franziskus – weiss um Gottes Zeit. Dies scheint eine der zentralen Aussagen der christlichen Botschaft zu sein. Im zwölften Kapitel des Evangeliums nach Johannes wird berichtet, dass Jesus zu Philippus und Andreas sagte: «Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt's allein, wenn es aber stirbt, so bringt es viel Frucht.»

Hier ist die Zeit – unsere Zeit. Dort ist die Ewigkeit – Gottes Zeit. Franziskus glaubte, dass wir schon hier auf Erden Gottes Geschenk des ewigen Lebens erfahren würden, wenn wir unsere Ichbezogenheit sterben lassen. Dann kann Gott aus unserer Zeit seine Zeit machen. Und in Gottes Zeit werden wir von dem Druck befreit, unter den wir uns selbst setzen, und können schöpferisch und fruchtbar leben.

Im Stück *Poor Man, Rich Man* drückt Franziskus es so aus:

Mein Lebenswerk ist Gottes Werk
und nicht meines.
Auf seine Art soll ich's tun
und zu seiner Zeit.
Warum mich sorgen?
Ist mein Werk zerstört,
hilft er mir neu beginnen
zu seiner Zeit.

Er bestimmt die Stunde
und nicht ich.
Ich werde tanzen im Rhythmus Gottes
und in seinem Zeitmass.
So muss ich nichts fürchten,
wenn das Ende kommt.
Das Ende ist ein Anfang –
zu seiner Zeit.

Ich muss nichts beweisen
nichts verteidigen,
muss nicht zeigen,
was ich wert bin.
Gottes Liebe genügt, und ich bin froh,
seine Zeitlang auf Erden zu sein.

Meine Tage liegen in Gottes Hand,
nicht in meiner.
Er behütet mich allezeit.
Ich weiss, er wird mich führen
Schritt um Schritt,
wenn ich wandle in Gottes Raum
und Gottes Zeit.

Hugh Steadman Williams

*Du wirst nie Zeit gewinnen, mehrere Dinge
auf einmal zu tun. Wenn du bei Tisch zum
Trinken einschenkst, füllst du ein Glas nach
dem andern.*

*Im Leben muss man jede Minute der Reihe
nach ausfüllen, sonst werden gewisse Augen-
blicke überlaufen, während andere leer blei-
ben.*

Michel Quoist

Zeit des Abschieds

Dies ist der Brief einer jungen Frau nach dem Tode ihres Mannes, der aufgrund von Bluttransfusionen an AIDS erkrankt war:

Liebe Freunde nah und fern,
... Noch immer umgibt uns alle die Festlichkeit und innere Freude des Beerdigungstages. Immer wieder sagen wir uns, dass es vorher unvorstellbar war, die Trauerfeier «froh und richtig» erleben zu können, dennoch bleibt diese Erfahrung.

Michael und ich haben uns sehr von Euch allen isoliert. Immer wieder musstet Ihr andere nach uns fragen, und viele trauten sich bald nicht mehr, uns direkt anzusprechen. Seit der Diagnose der Krankheit im Herbst 1984 brauchten wir einen solchen Schutzraum, um uns an diese neue Wirklichkeit zu gewöhnen. Wegen der allgemeinen AIDS-Panik rieten uns die Ärzte zum Schweigen. Immer stärker erlebten wir unser Herausgerissensein aus allem Normalen, das uns umgab und das wir liebten. Für Euch ging das Leben weiter, und uns fehlten zunehmend die Möglichkeiten, uns mitzufreuen. Wie einen warmen Regen empfanden wir beide alle vorsichtige, freundschaftliche Begleitung ohne viele Worte, die uns von Euch nicht entzogen wurde.

In der ersten Zeit halfen uns intensive Gespräche zu zweit über Sterben und Tod, mein Zurückbleiben sowie die neue Wohnung mit allem Drum und Dran und einige Gottesdienste, in denen Michael sich segnen liess. Waren wir anfänglich noch hie und da in gewohnten Kreisen, so begann mit den Veränderungen in Michaels Gehirn und Wesen die ohnmächtige, sprachlose Zeit nach innen und aussen. Selten konnte das durchbrochen werden, eher nahmen bewusst gesuchte Ablenkungen zuhause zu: Fernseher und Radio. Das gab nötigen Gesprächsstoff und vertrieb die Zeit, die Michaels Fähigkeiten, sich zu beschäftigen, immer weiter einschränkte.

Zwischen März und Oktober 1985 lagen viele unterschiedlich lange Krankenhausaufenthalte, der Beginn meiner Berufstätigkeit und das Ausdehnen seiner Betreuung auf den Familien- und Freundeskreis, weil ich arbeiten wollte und musste. Teilweise begleitete er mich und verrichtete kleine Arbeiten.

Ich habe besonders in dieser Zeit innerlich aufgegeben, fühlte mich durch alles und alle überfordert – mit der Ungewissheit eines jeden Tages an der Seite eines Menschen, der nicht mehr der war, den ich so gut kannte. Wozu leben? Wie lange noch so einen Zustand, den wir beide nur noch aushielten?

Ich wusste, dass Gott nicht gänzlich weg war, und wir fanden Trost besonders im Gesangbuch in jeder Formulierung, die die Tiefen des Leides beschrieb, in einigen Büchern und in vieler Post, die uns von meist unerwarteter Seite erreichte und uns für ein paar Schritte leuchtete.

Am 1. September 1985 trat dann nach zwei aufeinanderfolgenden Anfällen die Wende ein: Michael erholte sich nicht mehr; die Körperfunktionen nahmen rapide ab, ohne dass er bewusstlos wurde. So hat er uns bis zum letzten Tag erkannt und reagiert. Vermutlich hat er viel mehr von seinem Wenigerwerden gespürt, als er ausdrücken und ich wissen konnte.

Sein Tod kam für uns überraschend, denn noch am Vorabend waren die Ärzte der Meinung, es könne noch sehr lange dauern. Wir nehmen es dankbar als Erlösung für ihn und für uns von den Stationen dieser schrecklichen Krankheit an.

Michael ist nun am Ziel, sein Leben hier abgeschlossen, wenn auch viel zu kurz für uns. Der Tod ist verschlungen in den Sieg – der dunkle Tod ist durchbrochen von der Gewissheit des Lichts, in das Michael hineingehen durfte. Dies überzeichnet für mich den Schmerz eines Nichtwiederkommens in diesem Leben. Der lange Abschied hat mich innerlich ja auch vorbereitet.

Ihr Lieben, Ihr seid uns liebevolle Begleiter in unserem Leid geworden, und ich freue mich darauf, mich nach und nach wieder zu Euch aufzumachen.

Eure Angela

Mein erster engerer Kontakt mit der Türkei war im Sommer 1985 an den Konferenzen für Moralische Aufrüstung in Caux, als ich während vier Wochen mit einem vierundzwanzigjährigen Studenten aus Istanbul das Zimmer teilte. Eine der Fragen, mit der wir uns auseinandersetzten, war: Wie unseren eigenen Glauben so leben, dass der andere daraus lernen kann und dadurch ermutigt wird, für das tägliche Leben auch tiefer aus seinem eigenen zu schöpfen?

Nachdem wir in Caux begonnen hatten, ergab sich im Februar 1986 während eines Monats die Gelegenheit, mit einem Freund und Kollegen aus Malta diesen Austausch und Lernprozess vor Ort in der Türkei fortzusetzen.

Ohne sich ein wenig mit der Geschichte dieses Landes beschäftigt zu haben, ist es schwierig, die heutige Lage zu beurteilen. Das Osmanische Reich, das mit der Besetzung von Konstantinopel (1453) begann, existierte mehr als 450 Jahre. Unter Kemal Atatürk, dem Vater der modernen Türkei, wurde das Land 1922 zu einer Republik. Mit grossen Reformen begann er aus der Türkei ein modernes, europäisch ausgerichtetes Land zu machen. Unter anderem wurde die lateinische Schrift eingeführt, und der Islam war nicht mehr Staatsreligion. Obwohl Atatürk sehr beliebt war und es auch heute noch ist, wurden jene Reformen bei weitem nicht von allen Türken gutgeheissen.

Wirtschaftliche und soziale Probleme führten immer wieder zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, was wiederum zu drei Militärputschs führte. Der letzte, 1980, endete in offener Anarchie und forderte täglich 20 bis 30 Menschenleben. Obwohl die Militärs heute in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (Presse, Erziehung) noch ein gewichtiges Wort mitreden, wurden im November 1983 Parlamentswahlen abgehalten, die von Turgut Özal und seiner «Vaterlandspartei» gewonnen wurden. Seither hat das Land erneut eine Chance, sich als funktionsfähige Demokratie zu etablieren.

In den Zeitungen liest man heute über die Folter in türkischen Gefängnissen, und es begann während unseres Aufenthalts eine öffentliche Diskussion darüber. Am 22. Februar fand seit 1980 die erste Demonstration von Gewerkschaftern statt. In den Zeitungen wird viel über die Demokratie geschrieben. «... Wir müssen Demokratie von einer abstrakten auf eine praktische Ebene bringen. Genausowenig, wie man ehrlich wird, indem man vorgibt, ehrlich zu sein, kann man demokratisch werden, indem man vorgibt oder beansprucht, demokratisch zu sein. Als einzelne müssen wir...»

Bei Turgay zuhause

Anfangs Februar empfing uns also unser Freund Turgay in Istanbul. Wir durften bei ihm zu Hause wohnen und teilten so das tägliche Leben seiner Familie. Turgay ist Student und arbeitet gleichzeitig für eine Stiftung. Von seinem Monatslohn von 60000 TL (etwa 240 DM) zahlt er 45000 TL für die Wohnungsmiete. Obwohl sie eine kleine Tochter haben, muss daher seine Frau arbeiten, damit die drei über die Runden kommen. Zum Glück kann Turgays Mutter, die im selben Haus wohnt, das Kind tagsüber betreuen. Zentralheizung gibt es keine, so halfen wir jeden Tag, Kohle hinauftragen. Fliessendes Wasser hat man nur während einiger Stunden am Tag, und manchmal fällt der Strom ganz aus.

All dies hielt unsere Freunde aber nicht davon ab, die fürsorglichsten Gastgeber zu sein. Wir hatten so gut wie keine Möglichkeit, selbst die Busfahrt oder irgend etwas zu bezahlen. Die Art und Weise, wie die Türken für ihre Gäste sorgen, ist überhaupt etwas, was wir von ihnen lernen können.

Während unseres Aufenthalts in Istanbul trafen wir mehrere Studentengruppen, junge Referenten und Doktoren – an der Universität von Istanbul und der Bosphorus-Universität:

In verschiedenen Gesprächen mit Turgay und seinen Kollegen erzählten sie uns von ihrer Besorgnis bezüglich des übertriebenen Säkularismus in ihrem Land. Viele Menschen stellen sich ganz auf die westliche materialistische Lebenshaltung ein, und so entsteht mehr und mehr

eine Konsumgesellschaft, in der das kulturelle Erbe, die Traditionen und die Religion in Vergessenheit geraten.

Turgay sagte immer wieder: «Wenn sich ein Land so ganz von seinen kulturellen und religiösen Wurzeln löst, entsteht ein gefährliches Vakuum.» Er und viele seiner Freunde wünschen sich zwar eine Weiterentwicklung auf wirtschaftlichem und technologischem Gebiet, möchten aber, dass die Türken sich gleichzeitig ihres kulturellen und historischen Erbes bewusst bleiben und ihren Glauben auch praktizieren.

Videos mit Inhalt

Köksal ist ein besonders guter Freund Turgays. Vor einigen Jahren spielte er in einer Band Gitarre und verbrachte die meisten Nächte im Tanzlokal. Eines Abends, nach einer Vorstellung, hatte er den



Busbahnhof am Bosphorus.

Gedanken: «Was würde wohl Gott zu dem sagen, was du tust, wenn er hier vorbeikäme? Welchen Dienst leistest du der Menschheit mit lautem Musikmachen in Lokalen, in denen getanzt und getrunken wird?» Er sah auch ein, wie leer und ohne Sinn sein Leben und dasjenige seiner Künstlerkollegen war. Er hörte mit den allabendlichen Auftritten auf, ging wieder zur Schule, um sich auf die Universität vorzubereiten. Er begann, Gott als Realität anzuerkennen und anzunehmen. Nach abgeschlossenem Studium leitet er heute eine Video-Gesellschaft, die Filme mit ethischem und religiösem Inhalt produziert und vertreibt. Dazu machte er eines Abends auch mit Charles und mir ein Video-Interview zum Thema: «Moralische Aufrüstung und die Rolle der Familie in westlichen Industriegesellschaften».

Unser Gastgeber Turgay sorgte rührend für uns; da er aber nicht immer sagte, was er nun eigentlich organisiert hatte, und wir nicht genau wussten, woran wir waren, wurde ich immer ungeduldiger, und schliesslich «platzte mir der Kragen». Am nächsten Tag konnten wir über die Sache ruhig sprechen und uns gegenseitig um Verzeihung bitten. Dies führte meinerseits zu einem besseren Verständnis für die Türken und bei ihm zur tieferen Erkenntnis, wie nötig die Ideen der Moralischen Aufrüstung sind.

Als Partner helfen

Oft fühlen sich die Türken auf die Anklagebank versetzt – ich glaube, wir können der Festigung einer funktionsfähigen Demokratie in jenem Land mehr helfen, wenn wir die Türken zuhause und diejenigen, die in unseren Ländern arbeiten, als vollwertige Partner betrachten.

Dadurch, dass man in jenem Land noch viele der orientalischen Traditionen respektiert, sind in diesem Volk menschliche Qualitäten zu finden wie Gastfreundschaft, Herzenswärme, Zusammenhalt der Familie, Grosszügigkeit, Fürsorge für die Menschen und die unmittelbare Erkenntnis der grundlegenden Wahrheiten, die alle ein wertvoller Beitrag für ganz Europa sein können.

Thomas Bräckle